Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 10

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

THEODOR GUT UND SEINE GUTEN GEISTER

Von Georg C. L. Schmidt

Nichts ist vergänglicher als Zeitungsartikel. Aber Theodor Guts Betrachtungen zum Tage wirken heute weder verstaubt noch veraltet, obgleich sie bis auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zurückreichen. Indem er eine kleine Auswahl zusammen mit verschiedenen Reden herausgab [1], hat Rektor Fritz Hunziker nicht nur einer Pflicht der Pietät genügt, sondern einen wichtigen Beitrag zu unserem kargen politischen Schrifttum geleistet. Aber auch die reich dokumentierte, von herzlicher Freundschaft und Verehrung getragene Einleitung von Nationalrat Willy Bretscher scheint uns verdienstvoll, da sie, ohne den Rahmen des Porträts zu sprengen, fesselnde Aufschlüsse bietet über eine Zeit, welche die Jungen unter uns nur vom Hörensagen, die Aelteren aber bloß aus subjektiven Eindrücken kennen und die die Geschichtsschreibung bisher sorgfältig umging.

Die starke Wirkung der zu einem Band vereinigten Artikel geht zunächst auf formale Gründe zurück. Gut schrieb von Hand, mit Feder und blaugrüner Tinte, in einer eigenwilligen Mischung von deutschen und lateinischen Lettern oder dann in Stenographie. Die Feder ist der Menschenhand enger verbunden als die Schreibtaste, und in ihrem lautlosen Dienst geht sie auf Nuancen des Raisonnements, auf Schwankungen des Gefühls, auf Herzenstöne williger ein als die Schreibmaschinen oder Fernschreiber, die heute in allen Redaktionsstuben stehen. Daher schrieb Gut einen sehr persönlichen, an Zwischentönen reichen Stil. Gelegentlich, aber nicht zu häufig, verdichteten seine Sätze sich zu eigentlichen Sentenzen: «Ausnahmsweise darf auch eine Behörde mit sich zufrieden sein ... Schweizerische Neutralität ist keine Außenpolitik in Endefinken ... Gewalt wird nie alt, und die Reaktion hat nie das letzte Wort.» Immer wieder arbeitete Gut auch mit Bildern, die sich dem Leser unwillkürlich tief einprägten. Die Wirtschaftsordnung wurde etwa mit Kaliber und Munition verglichen, die keine in vollem Kampf begriffene Truppe wechseln werde, die Bundesverfassung mit einer nach Kette und Schuß solid gewobenen Kutte, und von der Schweizergeschichte der letzten hundert Jahre hieß es, unser Volk sei auf dem Dampfer Europa aus dem Zwischendeck in eine recht wohnliche Deckkajüte aufgestiegen, in welcher es sich nun während der Weltwirtschaftskrise energisch behaupten müsse.

Gewandt verwendete Theodor Gut auch das Zitat. Nicht um mit seiner Bildung zu glänzen, nicht als äußerlichen Schmuck, nicht um der Notwendigkeit auszuweichen, für unangenehme Wahrheiten persönlich zeichnen zu müssen, setzte er es ein, sondern als Motiv für eine ganze Reihe von Ueberlegungen oder zur Verdeutlichung schwer eingehender Gedanken. Namentlich Gottfried Keller rief er immer wieder an, als sei er ein naher Freund, ein guter

[1] Theodor Gut, 11. Februar 1890 bis 29. August 1953. Bürger, Zürcher, Eidgenosse. Reden und Schriften, ausgewählt von Fritz Hunziker. Mit einer Einleitung von Willy Bretscher. Polygraphischer Verlag, Zürich.

Hausgeist, der ihm bei der Klärung seines eigenen Standpunktes still geholfen habe. So setzte er seiner Betrachtung vom Altjahrsabend 1945 die großartigen Sätze voraus: «Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas anderes kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt?» Klingt das nicht unvergleichlich echter, richtiger als der Spott über den «sturen Ernst der Schweizer», in welchem sich Schweizer so gut wie Ausländer, zuletzt noch George Soloveytchik in seinem Buche «Switzerland in perspective», gefallen?

Gottfried Keller war der eine gute Geist, welcher den Redaktor und Politiker durch die Jahrzehnte geleitete, und daß dieser Geist auf jeder Seite neu aufleuchtet, ist wohl mit dafür verantwortlich, daß dieser Erinnerungsband nicht nur von der Form her gesehen, sondern auch nach seinem Gehalt ungeheuer frisch und lebendig wirkt. An Keller erinnert Guts bescheidener Stolz, seine Abscheu vor der Großmäuligkeit, vor dem Geltungsdrang, der sich in leeren Worten auslebt, aber auch vor der schwächlichen Anpasserei, die mit dem Frontenfrühling und, mehr noch, mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in einzelnen Kreisen unseres Volkes überhandzunehmen drohten. An Keller scheint Guts Wille zur Sachlichkeit geschult, sein Respekt vor den Tatsachen, mochten sie auch unangenehm oder gar widerlich berühren, die immer wiederkehrende Mahnung, alle Dinge in der richtigen Proportion zu sehen, die Warnung vor schalem Wortgeklingel oder demagogischer Uebertreibung. Wenn Gut der «Macht der Tatsachen» viel oder, wie man zurückblickend vielleicht sagen möchte, fast zuviel Bedeutung beimaß — denn diese gleiche «Macht» setzte das Dritte Reich ja bewußt als Trumpfkarte in seine propagandistischen Spiele ein! —, so ergreift er anderseits immer wieder durch eine, gleichfalls an Gottfried Keller anklingende Ehrfurcht vor der jahrhundertealten Ueberlieferung und Ausformung des eidgenössischen Wesens. Diese Ehrfurcht vor allem führte ihn in Gegensatz zu den Initiativen auf Totalrevision der Bundesverfassung oder auf Volkswahl des Bundesrates. Diese Ehrfurcht bewog ihn, den revolutionär Gesinnten und den schalen Anpassern aus der Zeit des Weltkriegs zuzurufen: «Revision wohl der Formen, niemals aber der schweizerischen Idee!»

Mit dem Respekt vor der Ueberlieferung ist schon ein anderer guter Geist beschworen, welcher über Guts Reden und Schriften schwebt — der Zürcher Historiker Paul Schweizer, «mein unvergessener Lehrer», dessen Geschichte der schweizerischen Neutralität, obgleich schon hoch an Jahren, alles überragt, was seither zum gleichen Gegenstand veröffentlicht wurde. Mit diesem Namen verbindet sich zunächst die Neigung des Journalisten und Parlamentariers, vor jedem wichtigen Entscheid «ernst in den tiefen Brunnen der Geschichte zu blicken», verknüpft sich das Bestreben des Politikers, die Selbstherrschaft der Gemeinden und das Anrecht der Kantone auf eine möglichst ungeschmälerte Souveränität aus dem Herkommen her zu rechtfertigen. Aber auch das erstaunlich reife Urteil schon des jungen Journalisten über weltpolitische Fragen wurzelt zu einem guten Teil in der historischen Schulung, die Paul Schweizer vermittelte. Die Bilanz des Jahres 1918 zog der Leiter der «Zürichsee-Zeitung» mit den Stichworten: Die Zentralmächte sind für Jahrzehnte aus der Reihe der ersten militärischen Potenzen gestrichen, die Monarchie hat in Mitteleuropa ausgespielt, das Selbstbestimmungsrecht der Völker tritt in den Vordergrund, und im Norden erhebt der Bolschewismus als maßgebende geschichtliche Macht sein Haupt. Könnte die Diagnose heute wesentlich anders oder besser gestellt werden? Höchstens der schwindelnd

rasche und schwindelhafte Aufstieg Deutschlands zur ersten Militärmacht der Alten Welt ist hier nicht vorausgesehen; auch ergab die spätere Entwicklung, daß Gut irrte, wenn er das Selbstbestimmungsrecht der Völker als neue Stütze des föderativen Prinzips und als wirksame Gegenkraft zum Nationalismus einschätzte.

Noch entscheidender erwies sich Schweizers Einfluß auf die Arbeit, welche der Politiker, der Parlamentarier und schließlich der Verbindungsoffizier zwischen Bundesrat und «Presse und Funkspruch» der schweizerischen Außenpolitik gewidmet hat. Die wesentlichen Entscheidungen, welche dieses Wirken mit herbeiführte, waren die Abkehr von der differenzierten Neutralität, der Aufbau einer geistigen Landesverteidigung, aus welcher das Werk der «Pro Helvetia» nur einen kleinen Ausschnitt bildete, sowie der Schutz der schweizerischen Presse vor den Zumutungen, welche die Nationalsozialisten mit den Begriffen der Gesinnungsneutralität und Volksneutralität verbanden. Aber um diese manifesten Leistungen rankt sich eine Fülle wertvoller Ratschläge und Gedanken, die nicht nur zu Lebzeiten Theodor Guts grundlegend wichtig waren, sondern sich auch heute, wenn nicht immerdar bewähren können.

Ohne Unabhängigkeit, die sich auf den Willen und die Leistung des Volkes stützen, ist Neutralität undenkbar!, lehren die «Reden und Schriften» uns immer wieder. Ohne beharrlichen Mut, so lassen sie sich 1936 vernehmen, gibt es keine Unabhängigkeit: «Es wäre nicht Schweizerart und am allerwenigsten freisinnige Art, vor den Schwierigkeiten die Waffen zu strecken. Da mag man sich doch einen Augenblick daran erinnern, daß unsere einfachen, ja armen Vorfahren vor ganz anderen Problemen gestanden haben, ganz andere Opfer zu bringen hatten ...» Aber ein Abwehrwille, der sich nicht auf die fortgesetzte, sorgfältige Beobachtung der weltpolitischen Entwicklung stützt, um aus den Resultaten alle notwendigen Schlüsse zu ziehen, wäre zum Scheitern verurteilt: «Wir sind klein, viel mehr Objekt der Geschichte als Subjekt.» Die Analyse der ausländischen Entwicklung darf wiederum nicht dazu verführen, daß die Träger der Verantwortung auf ausländischen Beifall abstellen; ihre Außenpolitik soll schweizerischen Maßstäben entsprechen und den Landesinteressen, nicht dem Vorteil fremder Mächte oder Parteien dienen. Nicht nur vor dem offenen Landesverrat muß unser Volk sich in Zeiten der Gefahr bewahren, sondern auch vor der Parteinahme für Gestalten, Bewegungen, Ideen, die unter fremden Verhältnissen legal oder sogar legitim sein mögen, auf Schweizerboden übertragen jedoch als Keime der Zersetzung wirken müßten.

Zu den Leistungen des Volkes, welche unserer Unabhängigkeit erst Bestand und Gewicht verleihen, gehört die militärische Bereitschaft. Obgleich er auf der Stufenleiter der militärischen Würden nicht so hoch stieg wie andere Mitglieder der Nationalrates, war Theodor Gut vom Geist unseres Milizheeres durchdrungen wie kaum ein anderer unter seinen schreibenden Zeitgenossen und Mitbürgern, Meinrad Inglin vielleicht ausgenommen. Damit rühren wir an den dritten guten Geist, der über seinen «Reden und Schriften» waltet, an den Einfluß General Willes. Ein ernst und würdig gehaltener Nachruf in der «Zürichsee-Zeitung» von 1925 umschrieb die Leistung dieses Mannes mit den Worten: «Ulrich Willes Lebenswerk hat internationale Bedeutung. Es ist die Lösung des Milizproblems im neuzeitlichen Europa der stehenden Riesenheere, die Schaffung einer Armee mit ausgesprochen beschränkten materiellen Mitteln, die Erreichung der Kriegstüchtigkeit der freien Söhne der reinen Demokratie, die wirksame Organisation der Wehrmacht eines sprachlich differenzierten kleinen Staates ..., die Erziehung des patriotischen Bürgers zur

Straffheit, zu jener starken Wesenheit, die sich einordnet, sich ganz einsetzt und sterben kann auf dem Posten.» Aber bei dieser historischen Würdigung ist es nicht geblieben. Immer wieder und in den mannigfaltigsten Zusammenhängen leuchtet das an Wille geschulte Soldatentum in Theodor Guts Gedankengängen auf, wie der gediegene Glanz des Metalls unter der Kruste von Staub und Grünspan, die sich auf alte Kupfergeräte legen mag. Als das Klagen und Sorgen über die Arglist der Zeit 1938 in der Schweiz überhandnehmen wollte, gab der Stäfner Ratsherr der Ustertaggemeinde zu bedenken: «Wenn es ein beunruhigendes Symptom gibt, so erblicke ich es nicht allein im erhöhten Kesseldruck, sondern darin, wieviele Mitbürger nicht erkennen wollen, daß es unser Schicksal ist, Spannungen auf uns zu nehmen und zu tragen. Den Rekruten lehren wir, daß er als Soldat mit Hindernissen so oder so fertig zu werden hat, klaglos. Hat er kein Gewehr mehr, kämpft er eben mit dem Bajonett; zerbricht ihm dieses, wehrt er sich mit Fäusten und Zähnen. Schwierigkeiten und Reibungen sind da, lehrt man ihn, um überwunden zu werden. Im bürgerlichen Leben können unmöglich andere Regeln gelten.»

Man mag darüber rechten, wie weit Gottfried Keller und Paul Schweizer die Entwicklung Guts wirklich beeinflußt haben. Aber besonders im Zusammenhang mit Ulrich Wille drängen sich derartige Zweifel auf. Denn das Soldatische durchdrang bei Gut jedes Wort und jedes Schweigen, jede Ueberlegung und jede Tat. Da wäre, um dem Begriff des Soldatischen die nötige Weite zu geben, zunächst die nie versagende Bereitschaft zum kameradschaftlichen Gedankenaustausch und Beistand zu nennen: Wie oft lief der Telephondraht zwischen Zürich und Stäfa heiß, einzig wegen eines bescheidenen Mannes, der hinter seinem Redaktionspult den Hörer abnahm, um diese Sorge und jenen Zorn anzuhören, dieses Lob und jene Hoffnung zu äußern. Da ließen, um Chefredaktor Bretschers schönes Wort zu übernehmen, jene unablässige Wachsamkeit, jene intensive Aktivität, jener nie erlahmende vaterländische Eifer sich nennen, die Theodor Gut zwischen 1932 und 1945 für den Bestand der Eidgenossenschaft einsetzte. Soldatisch mutet auch der Nachdruck an, welchen der Politiker und Presseoffizier in Zeiten höchster Gefahr auf die Einordnung und Unterordnung des freien Mannes unter die Gemeinschaft legte. Gleichfalls bei Bretscher findet sich zu diesem Thema die bezeichnende Briefstelle aus dem Jahre 1940: «Es lastet Ungeheures auf einem... Ich habe persönlich keine Angst, daß wir der politischen Spekulanten nicht Herr würden, aber es braucht Autorität und Selbstdisziplin.»

Aber die Autorität der Zentralgewalt war, nach Gut, an eindeutige Grenzen gebunden, und namentlich die Autorität des Heeres durfte, so fand er, nur behutsam, nicht zu früh oder zu spät, nicht zu schwach und nicht zu massiv eingesetzt werden: «Man hätte nicht schießen sollen!» meinte er zu den Genfer Unruhen vom November 1932: «... Wenn der Staat Militär einsetzt, so setzt er sich selber ein: seine Autorität. Dann wird es immer auf Biegen und Brechen gehen. Gibt das Militär sich preis, so ist der Staat verloren, der Ordnungsgedanke vernichtet, der Anarchie das Tor aufgeriegelt. Mit dem Gleichschritt der Soldaten schreitet in solchen Fällen die ultima ratio des Staates einher, sein letzter Einsatz. Wo unsere Wehrmacht engagiert wird, da geht es immer um die Existenz, wird es immer todernst sein. Es handelt sich nicht mehr um die Menschen in den Uniformen, die sich etwas mehr oder weniger Pfeffer ins Gesicht, Tritte und Kolbenschläge gefallen lassen könnten, es handelt sich bei diesen schweigenden feldgrauen Fronten um die Hüter und Repräsentanten von Verfassung, Gesetz und Recht, die ihrer nicht spotten lassen dürfen.»

Nicht nur gehören diese Sätze zum Besten, was je ein Schweizer über die Beziehung zwischen ziviler und militärischer Gewalt geschrieben hat. Sie haben auch einen durchaus eigenen Klang, wie er nur von reifen, geschlossenen Persönlichkeiten ausgehen kann. Der gleiche Klang eignet schon dem einfachsten Wort aus diesen «Reden und Schriften». Man wäre versucht, aus der Art, wie Theodor Gut die fünf Silben «Geehrte Herren» verwendete, um eine Rede zu skandieren, einen Gedanken hervorzuheben, oder aus der Anrede «Geneigter Leser!», mit welcher er eine Erklärung seines Zeitungsverlages eröffnete, seine ganze geistige Wesenheit zu entwickeln, so wie der Wissenschafter aus Knochenresten den Körperbau längst verschollener Geschlechter rekonstruiert.

Durchaus eigen, nicht angelesen war die liberale Ueberzeugung des Zürcher Seebuben. Echt war die Empörung, mit welcher er den «Imperialismus» jener Stadtzürcher geißelte, welche 1929 eine Reihe von Nachbargemeinden mit einem Volksbegehren der Kantonshauptstadt einverleiben wollten: Kein welscher Föderalist hätte schärfer über das Ausgreifen der Bundesgewalt herfahren können. Auch seinen festen Gottesglauben hatte Gut niemand abgeguckt, sondern in langer innerlicher Bemühung erworben. In der Zeit der Fronten sollte er ihn gar zu der Forderung verführen, die Gottlosenbewegung sei in der Schweiz zu verbieten! Aus christlichen Quellen entsprang die Kritik des Parteiführers an den marxistisch-diktatorischen Allüren des Sozialismus um 1930, ergab sich sein Streben nach unbedingter Sauberkeit in der Politik, sein Suchen nach Wahrheit und Gerechtigkeit, quoll aber auch sein Sinn für Maß und Milde, für den eidgenössischen Takt gegenüber Minderheiten.

Vor andern Politikern seiner aufgewühlten, von Spannungen durchsetzten Zeit zeichnete Theodor Gut sich aus durch eine unverbrüchliche Treue zur Mitte. Scharf geißelte er gelegentlich die überbordende Kritik an der Demokratie, ihren Verfahren und Behörden. Energisch trat er Scharfmachern zur Rechten und Linken entgegen. Ungezählte Stunden wendete er an die Sammlung des vielfach aufgespalteten Zürcher Bürgertums in einer neuen Partei der Mitte. Mit Nachdruck verwendete er sich für einen starken, auch die Arbeiter umfassenden Mittelstand. Auch zwischen den vielfach unversöhnlich wirkenden, rein wirtschaftlichen und einseitig sozialen Maßstäben suchte er eine Mittellinie zu finden für die Wirtschaftspolitik und die Wirtschaftsordnung im Bunde.

Dies Beharren auf der Mitte ergab sich zunächst aus Guts liberaler Weltanschauung. Es beruhte auf der klaren Einsicht in die Gefährdung des Ganzen von Staat und Wirtschaft durch Extremisten im Landesinnern und revolutionäre Bewegungen im Ausland. Aber es wurzelte vor allem in einer Liebenswürdigkeit und Verbindlichkeit, die von Herzen kamen und gegenüber niemand versagten, weder gegenüber den oft bekämpften Mächtigen von der Bahnhofstraße noch gegenüber irregeleiteten Lesern oder Hörern, die ihrem Zorn in maßlosen Aeußerungen Luft machten, weder im Urteil über Rivalen, die vom Glück mehr begünstigt waren, noch in der Behandlung politischer Gegner, die ihm, wie der linke Flügel der Demokratischen Partei, die Verwirklichung seiner wichtigsten Ziele vergällten.

Zu dieser Liebenswürdigkeit gesellte sich, wie die «Reden und Schriften» immer wieder beweisen, ein echter Humor, welcher rasch das erheiternde Element auch der bittersten Lage erfaßte und dem Journalisten so gut wie seinen Lesern über manche Enttäuschung hinweghalf. Trost fand Gut aber auch im Anblick der Landschaft, und in der Wiedergabe ihrer wesentlichen,

ergreifenden Züge hat es von den politischen Journalisten seiner Generation keiner ihm gleichgetan. Wenn er sich in vorgerückten Jahren gelegentlich auch über die Reisefeuilletons lustig machte, die vor dem Aufkommen des Automobils ein einträgliches Gewerbe gebildet hätten, so schrieb er doch selbst Gemälde des Bergells und der Maloja, des Zürichseeufers und der Lombardei, die einen zarten Sinn für den Stimmungsgehalt einer jeden Gegend verrieten. Es scheint fast, als habe er auch in diesen Werken Zwiesprache gehalten mit guten Geistern, wie sie über jeder Landschaft schweben, über heroischen wie über lieblichen.

150 JAHRE KANTON AARGAU IM LICHTE DER ZAHLEN
1803—1953

Der Regierungsrat des Kantons Aargau gibt als letzten Nachzügler in der respektablen Reihe gehaltvoller offizieller Publikationen zur 150-Jahr-Feier einen 540 Seiten starken Band in Großformat heraus, der das kulturelle, wirtschaftliche, politische und soziale Leben im Aargau entwicklungsgeschichtlich zur Darstellung bringt. Rund vierzig Mitarbeiter, alles Spezialisten vom Fach, haben dieses einzigartige Werk geschaffen, «welchem die Idee zugrunde liegt, einmal das gesamte öffentliche Leben des Kantons seit 150 Jahren in Zahlen und Daten zu erfassen, das heißt, an Stelle von rein literarisch-historischen Darstellungen die bloßen Tatsachen auszubreiten». In seinem Vorwort sagt der Landammann und wissenschaftliche Mitarbeiter, Regierungsrat *Dr. Rudolf Siegrist,* daß die Publikation, trotz ihrer Größe, fehlender historischer Auskünfte wegen nicht auf Lückenlosigkeit Anspruch machen könne: «Es zeigt sich wieder einmal mit aller Deutlichkeit, was spätere Generationen vermissen müssen, wenn der Aufzeichnung früherer Zustände und Ereignisse nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt oder wenn, in Unkenntnis der Bedeutung für die Nachwelt, wertvolles Material beseitigt wurde.»

Doch das vorhandene, gründlich verarbeitete und ausgewertete statistische und kulturgeschichtliche Material ist reich genug, um ein eindrucksvolles Bild des aufstrebenden Mediationskantons Aargau zu geben: «Von der Geographie, Geologie und Metereologie über die Bevölkerungsstatistik zu Politik, Militärwesen und Rechtspflege schreitet das Werk zur Darlegung der sozialen und kulturellen Einrichtungen und schließlich zu einer vielfältigen Uebersicht über die wirtschaftliche Entwicklung des Kantons Aargau.»

Tabellen, Skizzen und Zahlen bilden eine Einheit, und verbindende, kurz gehaltene Texte geben über alle möglichen Fragen Auskunft. Ein ausführliches Sachregister ermöglicht trotz der außerordentlichen Stoffülle eine rasche und sichere Orientierung.

Obwohl es verlockend wäre, aus der Mitte des Werkes dies und jenes herauszugreifen und mitzuteilen, vermöchte man damit kaum, von der bewunderungswürdigen Gesamtleistung, die das Werk darstellt, einen Eindruck zu geben und würde nur seine ebenmäßige Ordnung stören. Denn die aufgeführten Teile sind sämtliche Bestandteile eines Organismus; das Fundament, auf dem ein lebendiges staatliches Gemeinschaftswesen aufgebaut ist, das innerhalb der Gesamteidgenossenschaft eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Das vorgelegte Buch will nichts anderes, als die systematische Entwicklung dieses demokratischen Staatswesens sichtbar machen, das, in freier Ent-

faltung seiner achtbaren Kräfte und im Bestreben, in der landschaftlichen und volksmäßigen Vielgestalt die Einheit zu suchen, seinen Bewohnern zu einer wirklichen Heimat geworden ist.

Aber noch etwas offenbaren diese scheinbar leblosen Zahlen, Tabellen, Graphiken usw.: daß ein Volk, dessen Geist, Gesinnung und Gesittung gesund sind, die Kraft hat, sich mustergültig zu organisieren und vorwärtsstrebend seine guten Anlagen zu entfalten. Ihm fällt die Einordnung in den größeren, vom selben humanitären Grundgefühl geleiteten Staatsverband nicht schwer.

Es gibt bei einem Staatswesen wie dem im vorliegenden Werk originell durchleuchteten keinen gleichschaltenden Generalnenner, keine Ausrichtung auf eine Ideologie und Staatsdoktrin, denen Menschen zum Opfer fallen wie in den Diktatur- und Sklavenstaaten, und es gibt keine Vermassung und keine Vergötzung eines Einzelnen, der für das Funktionieren des staatlichen Gefüges verantwortlich ist: *alle* sind mitverantwortlich. Die Vielzahl der aufgeführten Namen beweist, wieviele Köpfe notwendig waren, um das aus dem Einzelbedürfnis erwachsene demokratische, dem Gemeinschaftswohl dienende Staatswesen aufzubauen, und wieviele Köpfe dauernd notwendig sind, es in lebendiger Bewegung zu erhalten; ein Staatswesen, das keinen völkischen Ehrgeiz und keine Machtansprüche in der Welt kennt, sondern einzig das freie Dasein seiner Menschen zum Ziele hat.

Das vom Kanton Aargau herausgegebene statistische Werk ist in erweitertem Sinne dazu angetan, das staatspolitische Denken des Volkes zu beleben und die Liebe zu seinem Land, so wie es ihm anvertraut ist, zu vertiefen. Denn unter Anstrengungen und Opfern seiner Bürger, die nichts als Gerechtigkeit und Wohlergehen für alle erstrebten, ist es im Verlauf von 150 Jahren zu dem geworden, was es heute ist: zu einer blühenden Zelle Helvetiens. (Verlag zur «Neuen Aargauer Zeitung», Aarau.) *O. B.*

NEUE WERKE VON RUDOLF HAGELSTANGE

Von Otto Heuschele

Es ist nicht ganz leicht, die Situation der deutschen Dichtung der Gegenwart zuverlässig darzustellen. Neben den Werken der großen Autoren: Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Thomas Mann, Hermann Hesse, Hans Carossa, Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt, die, soweit sie noch unter uns leben, fast alle im Greisenalter stehen, aber eine erstaunlich und erfreulich starke Wirkung haben, ist es den Dichtern der mittleren Generation, den Fünfzig- bis Sechzigjährigen, bisher kaum gelungen, sich eine ähnliche Stellung im Bewußtsein der Zeitgenossen zu erringen. Das dürfte nicht an mangelnder Begabung, auch nicht an fehlendem Willen zur Gestalt und zur Form liegen, eher an der besonderen Zeitsituation, in die diese Generation hineingeboren wurde. Diese Menschen haben im Körperlichen wie im Geistigen zu viel erlitten. Im Ersten Weltkrieg empfingen sie ihre eigene Prägung, 1933 wurde die Generation erschüttert, verjagt, verboten, dezimiert. Die, denen es möglich gewesen war, die Jahre nach 1933 zu überleben, hemmte ein neuer Krieg in den Jahren ihrer besten Entfaltung. Hinter diesen knappen Tatsachen verbergen sich unübersehbare Schicksale, die das Leben und Schaffen dieser Generation formten.

Noch schwieriger liegen die Dinge bei der jungen, eben nachwachsenden Generation. Wie die schöpferischen Männer und Frauen der mittleren Jahr-

gänge ringen auch hier nicht wenige echte Begabungen um Anerkennung und Wirkung. Dichter wie Hans Egon Holthusen (geb. 1913), Karl Krolow (geb. 1915) und Rudolf Hagelstange (geb. 1912) haben sich durch Werke von starker persönlicher Eigenart und echter dichterischer Kraft ausgezeichnet. Ihre ausgeprägte formale und sprachliche Begabung erhält in einer verantwortungsbewußten Haltung dem Leben gegenüber eine besondere Stütze und Ergänzung. Alle drei Dichter sind ihrer Grundbegabung nach Lyriker, indessen liegen von ihnen auch Prosaarbeiten vor, wobei Holthusens Begabung zum Essay neigt, während wir Krolows Prosakunst außerordentliche Landschafts- und Dingschilderungen danken. Von Hagelstanges Prosa soll hier die Rede sein.

Rudolf Hagelstange wurde im deutschen Schrifttum unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sichtbar, als sein aus der Kriegserfahrung geborenes Sonettenwerk «Venezianisches Credo» erschien. Hohe sprachliche Formkraft sowie ein strenger ethischer Wille prägten diese Dichtungen. Das Werk deutete auf einen Dichter hin, von dem Wesentliches zu erwarten war. Was dieses erste Werk versprach, haben die folgenden gehalten. Hier soll von den zuletzt erschienenen die Rede sei. Es sind dies: *Meersburger Elegie* (Tschudy Verlag, St. Gallen); *Ballade vom verschütteten Leben* (Insel Verlag, Wiesbaden); *Zwischen Stern und Staub* (ebenda) und das Prosabuch *Es steht in unserer Macht* / Gedachtes und Erlebtes (Piper Verlag, München).

Das scheinen Werke sehr verschiedener Art. Indessen zeigt genaues Eindringen, daß sie alle die Züge dessen tragen, der sie hervorbrachte: eines Dichters, der über eine kultivierte und ausgebildete Kraft sprachlicher Gestaltung verfügt und außerdem ein wohlausgebildetes Gefühl für Sendung und Auftrag des Dichters in der Gegenwart besitzt. Hagelstanges Dichtung wurzelt im ethischen Bereich, aber sie ist deshalb nicht das, was wir heute «poésie engagée» nennen; denn Hagelstange verzichtet nie auf die künstlerische Gestaltung seiner Aussage, er übersieht nicht die ästhetische Forderung und sucht das Ethische und Aesthetische ins Gleichgewicht zu bringen. So erkennen wir in der *Meersburger Elegie* das Verlangen des Dichters, mit der Kraft einer bildgesättigten, sinnlichen Sprache nicht nur den Süden Deutschlands, die Landschaft am Bodensee, die Erinnerung an die Droste zu feiern, sondern mit demselben dichterischen Wort für das Recht und die Freiheit, für die Heimat des Menschen zu sprechen. «Gebt ihnen Erde und Freiheit, / Den zahllos Vertriebenen, wieder zurück, / Ihr Großen der Erde! / So stiftet Ihr Frieden.» Hagelstange will mit dem Wort wirken, aber nicht in dem Sinne, daß ihm das Wort zur Waffe würde, sondern in dem hohen, kunstgemäßen Sinne, daß er durch die *Gestalt* formend und bildend wirkt. Stärker noch und unmittelbarer greift die nächste Dichtung, die rasch berühmt gewordene *Ballade vom verschütteten Leben,* die menschliche Situation der Gegenwart auf. Die Dichtung wurde von einer durch die Zeitungen gehenden Notiz angeregt, nach der sechs deutsche Soldaten Anfang 1945 in «einem riesigen Vorratsbunker der damaligen deutschen Festung Gotenhafen durch eine Sprengung von der Außenwelt abgeschnitten waren. Die Berichte sprechen davon, daß zwei der Eingeschlossenen bereits nach kurzer Zeit Selbstmord begangen haben. Von den vier übrigen wurden zwei krank und starben.» Zwei Männer lebten bis Juni 1951, wo sie von polnischen Soldaten entdeckt wurden. Von diesen zweien starb wiederum einer, nachdem er wenige Schritte ins Tageslicht getan hatte. Dieses erschütternde Geschehen wurde für Hagelstange zum Gleichnis der menschlichen Grundsituation dieser Gegenwart. Er zeichnet den Menschen in seiner Bedrohtheit, seiner Hinfälligkeit, seiner Staub-

haftigkeit, aber auch in seiner Möglichkeit zum Lichte. Es sind furchtbar-grausige Visionen, die der Dichter mit einer dichten, zupackenden Sprache beschwört. Das Leben dieser Menschen in der lichtlosen Tiefe und Abgeschlossenheit wird zum Gleichnis des Lebens einer Generation, die Schwereres erlitten hat als irgendeine Generation zuvor. Wenn wir das Buch trotz aller Furchtbarkeit nicht enttäuscht und entmutigt aus der Hand legen, so darum, weil der Stoff wahrhaft gestaltet wurde und das Geschehen von der entschiedenen Geistigkeit und Gläubigkeit, von dem hohen Ethos des Dichters erfüllt ist. Versöhnend und erhebend klingt darum die Ballade aus:

So ist die neue Sage, die vom Staube,
die alte nur vom ewigen Licht. Wir zögern lange
— ein Leben lang — in ihr zu lesen.
Da steht der Staub auf, stiebt und wirbelt nieder,
bedeckt den staubgeformten Adam, wirft ihn
zurück ins Nichts und läßt ihn ruhen.
Dann ruft das Licht, Geschlechter um Geschlecht,
die Ungeborenen, die Verlorenen, daß sie zeugen
aus tausend schwarzen Stillen endlich
ein einziges helles Kind.

Wenn Hagelstanges letztes Gedichtbuch den Titel trägt *Zwischen Stern und Staub,* so ist auch er symbolisch für seinen Gehalt. Schlichte Lieder stehen neben hymnischen Dichtungen, sie alle aber beschwören Bilder der Schöpfung, wie sie uns in Natur und Landschaft entgegentreten. Sie rühren an menschliche Schicksale, wie sie in Geschichte und Gegenwart uns begegnen. Aber sie sind *mehr* als Zeitdichtungen im üblichen und auch im höheren Sinne; denn immer greift der Dichter hinter die Dinge und Geschehnisse, um sie in ihrer Bezogenheit zum Bleibenden, zum Ewigen und Zeitlosen sichtbar werden zu lassen. Wie in der «Meersburger Elegie» bedient sich Hagelstange auch hier, vor allem in den großen hymnischen Gedichten, einer gehobenen, bilderreichen, weitausschwingenden Sprache, die nicht immer frei vom Rhetorischen bleibt.

Der erste Prosaband Hagelstanges, der unter dem Titel *Es steht in unsrer Macht* erschienen ist, stellt ein Bekenntnisbuch dar. In rund zwei Dutzend größeren und kleineren Prosaarbeiten, Reden und Aufsätzen, Reisebeschreibungen und autobiographischen Studien nimmt der Dichter zu grundsätzlichen Fragen unseres gegenwärtigen Lebens Stellung. Nicht nur zur Dichtung und Literatur, obwohl diese im Mittelpunkt seines Nachdenkens stehen, sondern auch zu den Fragen menschlicher Existenz in dieser Zeit. Der Dichter wird zum Moralisten im weitesten Sinne des Wortes. Er spricht als weltoffener Christ, dem die Nöte und Sorgen unserer Zeit ebenso vertraut sind wie die großen Heils- und Kraftquellen, die auch für den Menschen dieser Gegenwart nicht verschüttet sind. Neben den grundsätzlichen Aufsätzen stehen kleine, zum Teil heitere und schwerelose Plaudereien, die uns zeigen, wie weit die Welt dieses Dichters ist. Dem großen europäischen Erbe verpflichtet, stellt sich Hagelstange mit diesem Buche in die entscheidende geistige Auseinandersetzung unserer Gegenwart. Man täte dem Buch Unrecht, wollte man es nur vom Aesthetischen her messen; es will vom Gesamtmenschlichen her betrachtet und gewertet werden. Geschieht dies, so wird man seine Bedeutung erkennen und es den gültigen Beiträgen zum geistigen Gespräch unserer Zeit zuzählen. Daß unter uns Dichter aufwachsen, die

ihren Auftrag so ernst und mit so strenger Anforderung an sich selbst erfüllen, ist tröstlich und gibt uns die Gewähr, daß die Ueberlieferung, der wir uns verpflichtet wissen und die wir immer wieder bedroht sehen, nicht abreißt.

ZU DEN BEIDEN BÜCHERN «MANUEL UND DAS MÄDCHEN» UND «DAS VERMÄCHTNIS» VON ELISABETH AMAN

Es bietet keine geringe Schwierigkeit, innerhalb der Grenzen eines kurzen Aufsatzes das Wesen der beiden im Verlag von Hermann Rinn zu München veröffentlichten Werke von Elisabeth Aman dem Leser nahezubringen. Und doch muß der Versuch gewagt werden; denn nichts darf unterbleiben, was den literarisch interessierten Zeitgenossen mit diesen außerordentlichen und außerhalb der Zeit stehenden Arbeiten zusammenführen könnte.

Außer-ordentlich sind sie insofern, als sie sich kaum in irgendeine literarhistorische Ordnung und Wertung einfügen lassen; weder für Form noch für Inhalt können Vorbilder gefunden werden, an welche die Dichterin sich angelehnt hätte. Und außerhalb der Zeit stehen sie in zwiefachem Sinne: Einmal spielt der Zeitablauf in ihnen kaum eine Rolle, und zum andern fehlen ihnen jene Elemente, mit deren Hilfe die zeitgenössische Literatur sich gewöhnlich Interesse und Geltung verschafft: geschickte, bewußte Architektur, äußere Spannung der Handlung, Zergliederung seelischer Vorgänge. So ist denn auch mit dem üblichen Handwerkszeug geläufiger Literaturkritik den beiden Büchern nicht beizukommen.

Ich lernte sie nicht dank anpreisender Verlagspropaganda oder begeisternder Zeitungsbesprechungen kennen, sondern — und dies scheint mir mit dem unberechenbaren Geist, der hinter solchem Schaffen steht, zusammenzuhängen — infolge gewisser Zufälle. Es brauchte deren mehrere; denn ich war nicht frei von Vorurteilen. Was man mir über Form und Inhalt mitgeteilt hatte, war wenig dazu angetan, mein Interesse und die Lust zur Lektüre zu wecken. Ich liebe den spannenden Aufbau der Handlung; in Elisabeth Amans Büchern scheint er ganz zu fehlen. Gegenüber Romanen mit Rückblendung in eine besinnliche Vergangenheit bin ich mißtrauisch — Frau Aman liebt solche Rückblendungen und wendet sie immer wieder an. Die Versicherung endlich, daß ihre sprachliche Kunst durchaus eigenartig sei, steigerte mein Mißtrauen; denn wie oft wird die Sprache erkünstelter und rasch wieder vergessener Produktionen heute, im Zeitalter der Unsicherheit literarischer Wertung, als wichtig und einmalig gepriesen! Doch da wurde ich im vergangenen Winter durch unvorhergesehene Ereignisse gezwungen, mehrere Tage allein in einem großen, stillen Haus auf dem Lande zuzubringen. Als ich mich in der Bibliothek nach einem Buch umsah, das mir die Zeit vertreiben sollte, fiel mir ein rot eingebundener, mit Sorgfalt ausgestatteter Band in die Hände. Auf dem Titelblatt stand: «Elisabeth Aman: Das Vermächtnis. Die Schicksale des Comte d'Egrenay, genannt Dreifuß.» Da ich sonst nichts zu tun hatte, begann ich zu lesen.

Bereits nach den ersten paar Seiten war mir, als würde ein Bilderbuch voll farbenprächtiger und sehr genau gezeichneter lebendiger Bilder vor dem inneren Auge aufgeschlagen. Die dargestellten Ereignisse — scheinbar ganz gewöhnlicher Natur, ohne Wichtigkeit und ohne Effekt — schienen unter sich zunächst keinen näheren Zusammenhang zu haben, und doch er-

zeugten sie bald eine ruhige, sanfte Spannung, wie ich sie etwa bei der Lektüre von Stifters «Nachsommer» empfunden hatte und die mich weiterlesen ließ. Plötzlich, von einer bestimmten Stelle an, fühlte ich mich gepackt; plötzlich lag der Vergleich mit Stifter weit zurück, und ungeahnte, beinahe schwindelerregende Perspektiven taten sich hinter den Bildern auf.

Nach meiner Rückkehr in die Stadt begann ich, diesem starken Eindruck zu mißtrauen. Einige Wochen später, mitten in den lauten Anstrengungen der täglichen Arbeit, begegnete ich einem Freund, der das Gespräch zufällig auf das kürzlich gelesene Buch brachte und mich dazu bewog, es nochmals vorzunehmen. Ich schlug irgendeine Seite auf, las einige Sätze und — fühlte mich durch die Macht der Sprache von neuem gebannt, noch stärker als zuvor in der Stille des Landhauses. Die durchsichtige Leichtigkeit und Genauigkeit des Ausdruckes ohne den leisesten Schimmer von Pedanterie vermittelte eine ähnliche reine und große Freude, wie man sie beim Anhören eines künstlerisch bedeutenden musikalischen Vortrages oder angesichts vollkommener tänzerischer Bewegungen empfinden mag.

Elisabeth Aman verfügt über eine in der zeitgenössischen deutschen Romanliteratur sonst kaum erreichte, weit über die Grenzen des Bewußten hinausreichende Sensibilität für den Wert eines jeden Wortes sowohl an sich als auch im Zusammenspiel mit den übrigen dazugewählten Worten des Satzgefüges. In beiden Werken könnte kaum eine Formulierung, im Zusammenhang, in den sie gestellt ist, anders, präziser und gleichzeitig ungekünstelter, zwangloser, natürlicher, kurz: schöner klingen. Nirgends findet sich die leiseste Unsicherheit, Nachlässigkeit, gewollte oder ungewollte Verdunkelung.

Die Vision wird zur Sprache, und die Sprache wird zur Vision.

Das Seltsamste jedoch — hinter dieser ausgefeilten Darstellungskunst mit ihrer umsichtigen und unbestechlichen Präzision, hinter diesen breiten, mit großer Sorgfalt ausgemalten Schilderungen öffnen sich Aspekte von noch nie aufgezeigter Hintergründigkeit. Es ist eine Hintergründigkeit, wie sie nur ein Mensch unserer eigenen, zutiefst erschütterten und aufgewühlten Zeit erschauen, erfassen und mitteilen kann. Und darin, daß sie ohne eine Spur von Ironie oder Skepsis, aber auch ohne Weltschmerz oder Selbstmitleid angedeutet wird, darin liegt die unbewußte seelische Heilwirkung, die von Elisabeth Amans Werk ausgeht. In seiner hellen, ehrlichen Klarheit und ehrfürchtigen Schau vermittelt es eine ganz neuartige Lust an der Schöpfung, an der Welt; und es dämpft die Angst vor dem Leben, indem es die verborgenen, sinngebenden Beziehungen und Verbindungen der sich gegenseitig bekämpfenden Kräfte gläubig und deshalb glaubhaft aufzeigt. Der Augenblick und die gegensätzlichen menschlichen Beziehungen, die er birgt, stehen denn auch im Vordergrund. Der Augenblick ist der Ausgangspunkt allen Geschehens, das seelische Vorgänge in einfachster Weise einflicht ins alltägliche Leben ebenso einfacher Menschen. Den geringsten Dingen, Handlungen, ja vielfach den Bewegungen wird bisweilen eine entscheidende Bedeutung beigemessen; denn immer wieder interessiert die Dichterin menschliche Bewährung vor dem Einfachen als dem gültigen Träger des Zeitlosen, Wesentlichen. Die zahlreichen Rückblendungen verdrängen in ganz natürlich wirkender Weise den Zeitablauf aus der beherrschenden Rolle, die er sonst in unserem Bewußtsein spielt. Die Gegenwart und das Einfache, dessen Hüterin sie ist, vermögen die menschliche Seele in deren ganzen Breite und Tiefe zur Entfaltung und Bewährung zu veranlassen. Der moderne, überzivilisierte Mensch wird von Angst befallen und verwirrt, wenn das Leben ihn zwingt, das für ihn zumeist Nichtige, Unzulängliche als das Gewichtige, Entschei-

dende anzuerkennen, anzunehmen. Dieser Mensch — oft gesteht er sich's nicht ein — liebt noch immer das Heldische, das Großartige, etwas, das ihn über sich selbst hinausheben soll. Und gewöhnlich versagt er dann vor dem Phänomen des ganz Einfachen; solcher Forderung ist er nicht mehr gewachsen. Vergangenheit und Zukunft sind gefährliche Illusionen; denn sie vermin dern die Fähigkeit, die Frage des Augenblicks zu vernehmen und zu beantworten. Der Augenblick aber birgt vielleicht das verzaubernde Geheimnis, die ersehnte Perspektive über Zeit und Raum hinaus, die Möglichkeit zu verwandelnder Entscheidung — jedoch allein für den, der nicht achtlos an ihm vorübergeht, den Blick auf irgendeine Fata Morgana der Zukunft oder der Vergangenheit gerichtet.

Man muß — dies wird in beiden Werken von Elisabeth Aman deutlich — dem Alltäglichen gegenüber immer wieder fremd werden und hellhörig; denn das unecht Pathetische, welches oft das Leben tötet, entsteht vor allem aus einem trügerischen Gefühl der Sicherheit, der scheinbaren Vertrautheit mit dem Lauf der Welt. Dies Gefühl mag falscher, sektiererisch verhemmender oder bürgerlich komfortabler religiöser Gewißheit entspringen oder dem technischen Fortschritt, der wissenschaftlichen Planung der neueren Zeit — immer bleibt es stumpf und ohne Verbindung zur Hintergründigkeit der menschlichen Beziehungen des Augenblicks, zu deren Forderungen, zu deren komplexen, spannungsgeladenen geistigen Wirklichkeit; und es führt so im Einzelleben wie im Laufe der Welt zu überraschenden, enttäuschenden und anscheinend nicht erklärbaren Konflikten und Katastrophen.

Was das Fehlen eines bewußten Aufbaues im Ablauf der Handlungen anbetrifft — auf den Inhalt können wir in dieser kurzen Studie nicht eintreten —, so wird solches Fehlen nicht als Mangel spürbar; denn eine starke *unbewußte* Architektur durchdringt und trägt diese seltsamen und seltenen Romane. Wohl scheinen die Einfälle der Geschehnisse zunächst willkürlich aneinandergereiht und kaum miteinander verwoben zu sein; aber bald wird das Walten einer geheimen, ordnenden Kraft spürbar, die hinter den Schöpfungen steht. Sie hat alles so gewollt, wie es aufgezeichnet wurde — daher die große Ruhe, die von den Werken auf den Leser überströmt. *Peter Sutermeister*

GRAZIA DELEDDA: SCHILF IM WIND[1]

In der fein nachempfundenen Uebersetzung von Bruno Goetz, und mit einem gehaltvollen Nachwort von Giuseppe Zoppi versehen, erschien als weiteres italienisches Bändchen der beste Roman der Nobelpreisträgerin (1926) Grazia Deledda (1871—1936). Sie ist die eigentliche Schöpferin einer weltfähigen sardischen Literatur. Obwohl Grazia Deledda nicht ihr ganzes Leben in Sardinien verbrachte — von 1900 an lebte sie als Gattin eines Regierungsbeamten in Rom —, wurzelt doch ihr ganzes erzählerisches Werk in der verwunschenen Abgeschiedenheit und Ursprünglichkeit ihrer sardischen Heimat. Etwas vom heißen Atem des unverbrauchten, von der Zivilisation bis heute nur oberflächlich gestreiften Landes ist in die Erzählungen von Grazia Deledda eingegangen. Diese schweigsame, auch in den literarischen Zirkeln

[1] Grazia Deledda: Schilf im Wind. Aus dem Italienischen übertragen von Bruno Goetz. Manesse Bibliothek der Weltliteratur, Manesse Verlag, Zürich.

der Landeshauptstadt sich nie ganz heimisch fühlende Frau bleibt ihr Leben lang ihrem sardischen Wesen treu, und sie erzählte, wie sie es als Kind von den einfachen Menschen ihrer Heimat aufgenommen und gelernt hatte, «wie eine alte Bäuerin» (C. A. Borgese).

«Schilf im Wind», ihr wichtigstes und von ihr selber am meisten geliebtes Werk, wurzelt in seiner Thematik und Problematik ganz in der heidnisch-christlichen Welt Sardiniens. Ein strenger Begriff von Schuld und Sühne waltet über den Gestalten des Buches, dessen Hauptfigur, der Knecht Efix, unschuldig-schuldig, als eine der schönsten Gestalten der neueren italienischen Literatur nur für die Entsühnung von einer aus Liebe und Treue begangenen schlimmen Tat lebt. Er ist eine schwer zu fassende Erscheinung; in ihm konzentriert sich die moralisch-seelische Gesamterbmasse des sardischen Volkes, und ihm ist aufgetragen, durch sein dienendes Büßertum für die sittliche Urkraft und Substanz seines armen, stolzen Volkes zu zeugen. Die ihn umrankenden Gestalten sind dem Sühnezwang nicht weniger ausgesetzt als er; eine jede hat sich zwangsläufig ihre Last aufgeladen und ist bemüht, sich ihrer zum eigenen und zum Heil der andern zu entledigen. Es ist eine fremde, starke, in ihren moralischen Formeln fast starre Welt, in die uns Grazia Deledda in «Schilf im Wind» (= des Menschen Los und Weg) führt; aber eingebettet in die wundervolle Landschaft, verschönt von tief in mythischer Vorzeit verankerten Festen, Bräuchen und Riten, von ihren Menschen geliebt und zugleich gefürchtet wie das unabänderliche Schicksal, hat diese Welt einen zauberischen Reiz, dem sich auch der Leser des Romans nicht entziehen kann. «Schilf im Wind» ist unmittelbar aus Gefühl und Gemüt heraus geschrieben; Leidenschaft und Temperament, Religiosität, Kindlichkeit und primitive Schicksalsgläubigkeit des südlichen einsamen Inselmenschen sind nicht mit dem Verstande, sondern mit den untrüglichen Spürkräften des Herzens wahrgenommen.

Otto Basler

RUDOLF-BORCHARDT-GESELLSCHAFT

Im September 1944 wurde der deutsche Dichter Rudolf Borchardt mit Gattin und Söhnen aus seinem Heim in der Lucchesia durch die SS zwangsweise nach Innsbruck abgeschoben. Glückliche Fügung hat ihn damals vor den ärgsten Folgen jener Gewaltmaßnahme bewahrt. Die Familie konnte nach dem Dörfchen Trins am Brenner übersiedeln, wo Borchardt am 10. Januar 1945 einem Schlaganfall erlegen ist.

Schon vor Beginn des Ersten Weltkrieges weilte Borchardt des öftern in Italien, wobei er die Verbindung mit der glühend geliebten Heimat durch häufige Aufenthalte in Deutschland aufrechterhielt. Im Jahre 1914 hatte er sich mit dem Ausbruch des Krieges zur Verfügung gestellt und war, krank aus dem Felde zurückgekehrt, im Berliner Büro des Generalstabs tätig. — Nach dem Kriege folgte die Zeit seiner größten Wirksamkeit als Dichter, als Mitbegründer der «Bremer Presse» und als Redner, der durch seine unvergleichliche Gabe des Wortes, wissenschaftlich wie dichterisch gleich wundersam berufen und begnadet, ungezählte Hörer in den Bann seiner zündenden Kräfte schlug. Er war zu jenen Tagen neben Hofmannsthal und George einer der großen Lehrmeister der deutschen Jugend.

Nach 1933 war Borchardt in Deutschland zum Schweigen verurteilt. Seine Schriften verschwanden aus der Oeffentlichkeit.

Zwar hat sein Ruhm unter den Wissenden weitergelebt. Vereinzelte Teile seines Werkes wurden in den letzten Jahren wieder aufgelegt, der «Leidenschaftliche Gärtner», ein Hauptwerk seines Nachlasses, neu herausgegeben. Dazu kommt der kürzlich erschienene Briefwechsel mit Hofmannsthal.

Trotzdem ist das bisher zur Erhaltung und zur Betreuung seines Lebenswerkes Geschehene beschämend gering gegenüber einer der großartigsten Hinterlassenschaften deutschen Schrifttums. Wichtige Schriften liegen im Nachlaß, die der Bearbeitung harren und der Herausgabe. Aus diesem Grunde haben sich Freunde und Verehrer zur Gründung einer *Rudolf-Borchardt-Gesellschaft* entschlossen. Sie richten an diejenigen, die sich ihrer Mitverantwortlichkeit für die Erhaltung unseres geistigen Erbes bewußt sind, den Aufruf zum Eintritt in die Rudolf-Borchardt-Gesellschaft, mit Sitz in Bremen und mit dem Zweck der Gründung eines Borchardt-Archivs.

Die Ziele der Gesellschaft sind die Wahrung, Sammlung und Betreuung des dichterischen, wissenschaftlichen und brieflichen Nachlasses von Rudolf Borchardt in dem zu diesem Zwecke errichteten Archiv. Es wird angestrebt, den Mitgliedern eine dem Fonds der Gesellschaft angemessene Gabe in Form eines Privatdrucks zu überreichen.

Wir bitten, von der anliegenden Beitrittserklärung Gebrauch zu machen.

Rudolf Alexander Schröder

Die Gesellschaft ist als nicht rechtskräftiger Verein errichtet. Jährlicher Mindestbeitrag DM 20.— für Mitglieder. Einmalige Spenden für Privatpersonen ab DM 200.—, für Korporationen ab DM 300.—.

Spenden und Beiträge an die Gesellschaft können auf das Konto Ve 12/39 der Landeshauptkasse Bremen an den Senator für das Bildungswesen eingezahlt werden, der sie an die Gesellschaft weiterleitet.

Berichtigung. Zu unserem Beitrag im Dezemberheft 1954 *Der Staatsmann und die Primadonna* wird von autoritativer Seite der Zweifel geltend gemacht, ob diese Briefe von Philipp-Albert Stapfer und nicht vielmehr von seinem Sohne, dem Literaturhistoriker Albert Stapfer stammen, wobei zunächst auf den Namensunterschied hingewiesen wird. Die von der Pasta ihrer verstorbenen Enkelin hinterlassenen Briefe tragen entsprechende Hinweise auf Philipp-Albert mit Lebensdaten und Angaben verschiedener Werke. Als falsch hingegen hat sich eine zusätzliche Angabe erwiesen: Goethe ist nicht von Philipp-Albert, sondern von Albert übertragen worden. Einen Irrtum des Hauses der Pasta vorausgesetzt, würden die Briefe somit aus der Feder des bedeutenden Literaturhistorikers Albert Stapfer (1802—1892) stammen, der sich, wie sein Vater, höchste Verdienste um die deutsch-französische Kultur erworben hat und für seine Faust-Uebersetzung von Goethe ausgezeichnet worden ist.

Hans Kühner